

Wohlauf, noch getrunken...

Autor(en): **Böttcher, Max Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von unten schallt die Stimme ihres Mannes, zu dem Matthias um Hilfe rief: „Wird's nun bald Ruh da oben?? Komm' ich dazu heim, um solchen Spektakel zu hören?“

„So“, sagte das erschöpfte Weib tiefbefriedigt, als sie den Taumelnden aufs Bett zurückstieß, „ein andermal wirst du nicht mehr prahlen mit deiner verwelkten Lammer. Dank du dem Herrgott, daß wir dich in den Fingern haben. Was die aus dir machte — es würde dem Teufel droh grausen.“

Damit verschwand sie wieder in der Versenkung, und zwar ohne jedes Bedauern, das sonst oft nachträglich über sie kam, wenn sie sich gegen das „unsaubere Früchtchen“ hätte hinreißen lassen. Sie besaß keinen Begriff davon, daß ihre blindwütende Strafart dem betroffenen Kind nur Haß und Grausen, keineswegs Respekt einflößte. Auch den gelinden Einspruch des Mannes, der selten ein Kind hart anfaßte, hingegen sich selber manchmal gegen sein rabiates Weib zur Wehr setzen mußte, wies sie entrüstet zurück.

„Das fehlte noch, daß der Tropf mich ungestraft bei meinen eigenen Kindern schlecht machen dürfte! Solcher Flausen stecken noch manche in seinem Schädel, aber ich will sie ihm schon herauspauken. Da tu' ich noch ein gutes Werk. Der Lauser! Man möcht' manchmal schier aus der Haut fahren!“

„Und doch wär's dir auch nicht recht, wenn er zu anderen Leuten käme! Es steht dir ja frei, kannst ihn morgen schon los sein!“ mahnte er sie an ihren Eigennuß. Die Schwägerin sparte nicht am Kostgeld und kam nie ohne Geschenke ins Haus.

„Nein! Ich hab's unserem Vater auf meine Seligkeit versprechen müssen, das Bürschlein zu behalten und auf ihn acht zu geben!“ beschönigte sie wiederum den Sachverhalt. „Oder glaubst du, ich wäre schlecht genug, ihn, falls die Seine stürbe, ins Waisenhaus zu geben?“

(Fortsetzung folgt.)

Wohlauf, noch getrunken....

Skizze von Max Karl Böttcher.

Das war zur Jahreswende 1839/40, als der junge, so schnell bekannt gewordene Musikus Robert Schumann im dämmernden Abend die triste Landstraße von Connewitz nach Leipzig hereinwanderte. Tief in Gedanken versunken marschierte er dahin, und es waren recht trübselige Gedanken, die an diesem sinkenden Silvesterabend sein Gemüt bewegten. War doch seine dritte Werbung um die berühmte Klavier-Virtuosin Klara Wieck von ihrem stolzen Vater, dem bedeutenden Musiklehrer Wieck in Breslau, abermals schroff abgelehnt worden. Nun wanderte Schumann schon seit Tagen diesen gleichen Weg, den er früher in seliger Liebesfrühlingszeit so oft mit seiner Klara gegangen war, und auf diesen einsamen Märschen vergrub er sich ganz in seinen Liebeskummer, holte Erinnerungen hervor und grübelte und sann, wie er es wohl zu größeren Ehren und vermehrten Einnahmen bringen könnte, um den anspruchsvollen Vater Wieck zu bewegen, ihm doch noch Klara zum Weibe zu geben. Wohl hatte er 500 Taler Jahresrente von seinem väterlichen Erbe, wohl brachte ihm die Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik“ einige Taler ein und auch seine bisherigen Kompositionen schufen ihm einige Einnahmen, aber

das genügte dem Ehrgeize des Vaters Wieck (nach ihm ist in Dresden die Friedrich Wieck-Straße genannt) nicht, er wünschte sich einen Schwiegersohn, der Opernwerke und Symphonien schrieb, die die Welt eroberten und Ruhm und Geld in Hülle brachten. Höhnisch und überhebend hatte er dem kühnen Brautwerber geschrieben: Wo bleibt denn Ihr Freischük, wo Ihr Don Juan? Freilich, Opern zu schaffen, das lag nicht im Wollen und Können Robert Schumann, aber Geld, viel Geld mußte er verdienen, um seine über alles geliebte Klara zu erringen, das war ihm klar! Aber wie?! Von Leipzigs Kirchen ertönte jetzt aus weiter Ferne Glockenklang, Silvestergeläut. Es wurde bitterkalt, winzige Schneeflocken rieselten herab, und Schumann schritt rüstiger aus, um seine warme, traute Arbeitsstube zu erreichen. An seinem Klavier wollte er seinen Kummer stillen. Seine alte Haushälterin, Mutter Steudte, kam ihm schon im Hause entgegen und rief aufgeregt: „Herr Schumann, Herr Schumann, ein fremder Herr wartet schon lange auf Ihre Heimkehr! Er läuft im Zimmer auf und ab und meinte, er hätte eine wichtige Nachricht für Sie!“

„Wer ist es denn?“

„Das verrät er nicht! Er meint, das würde der Herr Doktor schon noch erfahren! Herr „Doktor“ hat er gesagt, hi, hi, Herr Doktor!“ kicherte die Alte.

„So, Herr Doktor hat er gesagt?! O, dann weiß ich, wer es ist, dann weiß ich auch, warum er mich so sehnsüchtig erwartet!“ rief Schumann und stürmte in sein Arbeitszimmer, in welchem ein baumlanger, modisch gekleideter Herr unruhig auf und ab marschierte, und er eilte nun Schumann entgegen und rief freudestrahlend: „Grüß Gott, Herr Doktor honoris causa!“

„Also doch Freund Käferstein! Du machtest mir in deinem letzten Briefe aus Jena bereits Andeutungen und...“

„Ja, und nun ist es Wahrheit geworden! Ich komme direkt per Eilpost aus Jena und verkünde dir feierlichst und als Erster, daß die hohe Fakultät geruht hat, dir in Anbetracht deiner künstlerischen, kritischen und ästhetischen Tätigkeit den Dokortitel ehrenhalber zu verleihen! Na, wie habe ich das gemacht?“

„Fein hast du das gemacht! Du ahnst ja nicht, wie fein! Das bringt mich im Ansehen des Herrn Friedrich Wieck doch um ein gutes Stück weiter!“

„O, noch immer Liebeskummer um Klara Wieck?“

„Mehr denn je! Meine dritte Werbung hat Vater Wieck abermals zurückgewiesen, ich sei nicht bedeutend genug und verdiene zu wenig Geld.“

„Ja, ja, so ist es nun, wenn man sich ein Mädels von Weltruhm zur Braut erkürt! Die Erfolge deiner Klara als Pianistin sind ja auch geradezu unerhört! Kürzlich wurde sogar in Jena erzählt, daß selbst der alte Goethe, vor dem sie vor Jahren spielte, ganz begeistert gewesen sei.“

„Gewiß, der greise Geheimrat trug ihr sogar das Stuhlkissen eigenhändig herbei, damit sie am Klavier bequemer säße, und dann schenkte er ihr beim Abschied sein Brustbild-Medaillon mit der Widmung: Der geistreichen Klara Wieck.“

„Schau, Schau! Nun, dann ist es ja auch menschlich verständlich, daß der Vater einer so berühmten Tochter etwas ganz Extrafeines als Eidam haben möchte. Uebrigens, da habe ich eine Idee: Gehe doch nach Wien in die Stadt der Musiker! Gib deine Zeitschrift dort heraus und wirke dort als Komponist! Man hat dort mehr Verständnis für Musik, als hier im nüchternen Leipzig, und dort wirst du mehr Geld verdienen!“

„Nach Wien?! — Mann, welche gütige Fee sendet dich heute, zum Silvesterabend zu mir? Erst bringst du mir den Dokortitel und dann diese köstliche Idee?! Nach Wien?! Wo vor kurzem meine Klara solche geradezu enthusiastische Erfolge hatte, dort werden sie mich als ihren zukünftigen

Gatten mit offenen Armen aufnehmen! Nach Wien! Käferstein, das ist ja eine geradezu königliche Idee! Zunge, Zunge, das muß ich am Klavier feiern!"

„Und den Ehrendoktor? Wollen wir den nicht auch feiern?“

„Aber ja, Käferstein! Geh! Fliege! Trommle unsere Freunde zusammen ins Restaurant „Kaffeebaum“, wo wir unsere musikalische Tafelrunde haben, bitte den Ludwig Schünke, den Dr. Reuter, den Ortlepp, den Knorr und vor allem den Mendelssohn, sie möchten baldigst kommen, wir wollen meinen Doktorhut feiern, wir wollen Silvester feiern und wir wollen meinen Abschied feiern, denn ich will und muß nach Wien!“ Und er schob den Freund hastig zur Tür hinaus und stürmte dann an das Klavier und spielte und spielte, und Mutter Steudte, seine treue Hauswirtschafterin, schlich sich herein und lauschte still im Ofenec den herrlichen Klängen, in denen Schumann seine Hoffnungen auf Wien ausströmen ließ. Und plötzlich wiederholte Schumann eine Melodie, die ihm soeben zugeflogen war und spielte sie ein drittes und viertes Mal, und nun hub er zur eben gefundenen Melodie zu singen an, ein Gedicht von Justinius Kerner, das er vor kurzem im Musenalmanach gelesen hatte und das ihm so gefiel, daß er sich's einprägte, und so entstand an diesem denkwürdigen Silvesterabend, geboren aus Freude und aus Sehnsucht nach der glückverheißenden Ferne das köstliche Lied:

Wohlauf, noch getrunken
den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben,
geschieden muß sein!

Und blitzschnell kitzelte er die Noten auf ein Stück Papier, überspielte das Lied noch einmal, dann riß er Mantel und Hut vom Nagel und eilte davon. — Im Restaurant „Kaffeebaum“ waren die Freunde ohnehin versammelt, das alte Jahr 1839 mit kräftigem Umtrunk zu Grabe zu bringen und 1840, das junge Jahr, hoffnungsfroh zu begrüßen. Als nun Robert Schumann in das Zimmer stürmte, da umringten die Freunde gratulierend den neubadenen Doktor, der aber rief: „Nach Wien geht es, Kinder, nach Wien! Dort erringe ich mir Ruhm und Geld in Hülle und Fülle und mit diesen dann meine Klara! Und euch, ihr Treuen, ihr Lieben, euch lasse ich etwas zurück, ein Lied, das euch, ich wette drauf, gefallen wird!“ Und im Mantel und Hut setzte er sich an das Klavier und spielte sein herrliches, sein köstliches Lied, das heute alle Welt kennt und singt:

Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!

Und die Corona sang bald mit und immer und immer wieder und nun entspann sich eine lustige Silvesterfeier, wie sie die ehrwürdige Schankstube „Zum Kaffeebaum“ noch nie erlebt hatte. —

So brach das Jahr 1840 an! Freilich, Schumann ging nicht nach Wien, oder besser, er blieb nicht in Wien, sondern kehrte bald, ganz enttäuscht und wenig gewürdigt, aus der Musikerstadt heim, aber trotzdem war ihm dies so fröhlich begonnene Jahr 1840 wohlgefällt, denn es bescherte seiner Muse unzählige herrliche Lieder, die allein genügt hätten, Robert Schumann unter die Großen der Musiker einzureihen, und weiter bescherte ihm dies Liederjahr das langersehnte Eheglück. Klara Wieck, die ihren Robert ebenso treu liebte, wie er sie, hatte ihren starrköpfigen Vater verlassen und reiste nach Berlin zu ihrer Mutter, Wiecks erster Frau, von der er geschieden lebte, und von Berlin aus erzwang sich Klara Wieck den Heiratskonsens vom Vater durch das Gericht, und am 12. September 1840 traute Pfarrer Wildenhahn, ein Schulkamerad Schumanns, die beiden großen Künstler, Klara Wieck und Robert Schumann, in aller Stille in Schönefeld, einem Dorfe bei Leipzig.

An Walter Dietiker

zu seinem 60. Geburtstag am 18. Januar 1935.

Berehrter, lieber Jubilar!

Sie sind im Begriffe, die bewußte Schwelle zu überschreiten, jenseits welcher man vor der Welt das Recht hat, zu den Alten auf die Ruhebank zu sitzen und Erinnerungs-



Walter Dietiker, Bern.

räuchlein aus seiner Pfeife zu saugen. Ich vermute, daß Ihnen dieses Recht — das Schicksal hat es Ihnen ungewollt schon früher zugesprochen — nicht viel sagt, und daß man Sie nach wie vor auf Ihren täglichen Wanderwegen begegnen wird, auf denen Sie nicht Vergangenen nachsinnieren, sondern in gegenwartfrohem Schaffensdrang einen poetischen Gedanken wenden und wägen oder gar schon mit Ihren Schritten die Verse Ihres neuesten Gedichtes standieren.

Ja, so und nicht anders kann ich mit Sie als Sechziger denken. In meiner Vorstellung sind Sie der Dichter; der Dichter aus Beruf und Berufung. Ein Weltabgekehrter, einer höheren Welt Zugehöriger. Ich könnte Sie mit leichter Mühe in die Zeit Hölderlins und Novalis zurückverlegen. Das Dichtertum war damals mehr als heute vollwertiger Beruf; die Doffentlichkeit schätzte des Mannes Bedeutung noch nicht so ausschließlich nach seinen Einkünften ab. Da galt noch, wer verbunden war mit der Welt unsterblicher Gedanken und wer aus dieser Verbundenheit heraus Wahrheit in schöner Form verkünden konnte.

Ich weiß, auch Sie tragen schwer an den Problemen, die unsere materialistische Zeit jedem Denkenden auferlegt. Sie sind in dieser Hinsicht kein Weltfremder, Weltabgeschlossener; Sie wandeln mitten unter uns Zeitgenossen, nehmen regen Anteil am Geschehen des Tages und helfen eifrig mit am Gestalten des kulturellen Lebens unserer Nation. Aber Sie schwimmen nicht willenlos hingeeben mit dem Strom, sondern Sie halten sich zu denen, die geistige Dämme bauen möchten gegen die unser Volk bedrohende Flut des Ungeistigen, des Materiellen. Und zu Zeiten, wenn Ihnen das Halten und Tagen der Welt um Rekorde und Erfolge zu toll wird, retten Sie Ihre Dichterseele in die stillen Buchten der Kunst, des Wohltuns und des Glaubens.

Ich weiß, daß Sie die dichterische Ernte Ihrer letzten Jahre zu einem neuen Bande sammeln. Zu fünf Gedichtbüchern das sechste. Ich freue mich darauf. Denn jedes